

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Redaktion: Amster. 15.
Zentralred. hier Nr. 12-4 (Hr. 3504)

Nr. 231.

Dresden, Donnerstag den 5. Oktober 1893

4. Jahrg.

Die Landtagswahlen.

Die Forderungen der Sozialdemokratie.

Wie auf dem politischen Gebiete, so ist auch auf dem Gebiete des Steuerwesens ein großer Fortschritt zu erwarten. Unser Einkommensteuergesetz beruht ja auf einem gesunden Grundgedanken, aber es hat seine Fehler, das es bereits die kleinsten Einkommen (von 300 Mk. an) zur Steuer heranzieht und die großen Einkommen nicht genügend belastet. Die Steuerbelastung steigt bei 300 Mk. mit 1/3 Prozent und steigt in rascher Folge bis zu 3 Prozent, die es bei einem Einkommen von 5400 Mk. erreicht. Alle höheren Einkommen, selbst die Millionen-Einkommen, zahlen nur ihre drei Prozent, keinen Pfennig mehr. Die Sozialdemokratie verlangt nun eine stärkere Heranziehung der großen Einkommen. Im früheren Landtag, u. A. auch im jüngst-verfassenen, beantragte sie Wegfall der drei untersten Steuerstufen (300, 400 und 500 Mk.) und dafür Veranlagung der Einkommen von 5400—20,000 Mk. mit 3%, von 20,000—60,000 Mk. mit 3 1/2%, von 60,000—200,000 Mk. mit 4% und über Einkommen über 200,000 Mk. mit 5%. Der Wegfall der drei untersten Steuerstufen würde nach der offiziellen Statistik von 1888 615,000 Personen von der Einkommensteuer frei und einen Steuerausfall von 701,000 Mk. ergeben haben, der durch die stärkere Heranziehung der höheren Einkommen reichlich gedeckt worden wäre. Der Landtag schloß sich aber so sehr als Vertreter der besitzenden Klassen, daß er sich zu dieser Reform nicht aufhängen konnte, und erst die verfassensgesetzliche Periode ermunerte sich so weit, daß sie den Antrag der Sozialdemokraten auf Änderung des Einkommensteuergesetzes der Regierung zur Kenntnisnahme überwies, nachdem Streng zuvor in seinem neuen Einkommensteuergesetz eine Progression von 4% für Einkommen über 100,000 Mk. festgesetzt hatte. Der kommende Landtag wird zweifellos eine Novelle zum Einkommensteuergesetz bringen. Wie das Ding ungefähr aussehen wird, kann man aus den Vorschlägen des „Vater.“ ermessen, die wir in den Artikeln „Konserervative Anregungen“ ausführlich besprochen haben. Die Herren werden sich zu einer Progression von 4% verstehen, aber wüßten nicht unter Umständen, die ein Durchschlüpfen nichtleidender Agrarier ermöglichen. Dem Wegfall der drei untersten Steuerstufen ist keine Rede, dagegen möchte man die nächstfolgenden Steuerklassen ermäßigen, um den

Steuerzahlen dieser Klassen dafür das Wahlrecht, das an den 3 Mark-Zensus gebunden ist, wegzuführen. Ein solcher Plan! Die Sozialdemokratie würde ja auch weitergehende Steuerentlastungen für die unteren Klassen beantragen, wenn sie nicht dem Volke sein Wahlrecht erhalten wollte. Mögen Regierung und Majorsität auf den 3 Mark-Zensus verzichten, dann sind wir für diese weitergehenden Steuerentlastungen zu haben, eher nicht. Eine möglichst starke Belastung der großen Einkommen ist vollständig berechtigt, denn jeder Staatsbürger hat nach seinen Kräften zur Befriedigung der Staatsbedürfnisse beizutragen, und die Steuerkräfte eines Millionärs sind wesentlich höhere als die eines Arbeiters. Der Besitze nimmt den Staat und die Vorrechte des staatlichen Gemeinwesens auch in ganz anderer Weise in Anspruch als der Besitze. Für seine Interessen namentlich hält der Staat die stolzen Armeen und Flotten, die Polizei und Gendarmen, die Geistlichkeit und die Gerichte; er ist's, der die Museen und Kunstinstitute bezieht; er ist's, dessen Söhne die staatlichen Hochschulen besuchen; er ist's, für den die Schönheiten der Natur zugänglich gemacht werden. Der arme hat nichts, was die Kassen der Völker und Individuen reizen könnte; er hat weder Zeit noch Geld, die Museen und Kunstschulen zu besuchen und zu genießen — er muß nur arbeiten und Steuern zahlen. Aus den gleichen Gesichtspunkten heraus rechtfertigt sich aber auch die Erhebung einer progressiven Vermögenssteuer. Die Einkommensteuer trifft das Einkommen ohne Rücksicht auf die Quellen, denen es entspringt; Einkommen aus Bodenrente oder Kapitalzins wird genau so getroffen wie Einkommen aus Arbeit. Der faulenzende Kapitalverleiher zahlt relativ nicht mehr als der sich schwer mühende Arbeiter, Beamte, Geschäftsleute, Künstler oder Gelehrte. Das ist eine Ungerechtigkeit, denn der Kapitalbesitz, ob er nun in Wertpapieren oder Grund und Boden besteht, erfordert den Einsatz des Staates in weit höherer Weise als die Arbeit. Die Arbeit hilft sich schließlich auch unter schwierigen Verhältnissen selber fort, wo aber bleibt der Kapitalverleiher, wenn die Sicherheit des Staates wankt? Er ist verloren. Wenn er aber ein so hartes Pfändgenießt, das mit seiner ganzen Kraft in den geordneten Verhältnissen des Staates wurzelt und ohne diese geordneten Verhältnisse sofort dem Untergang geweiht ist, weil es von werthlosen Wertpapieren, unvernünftigen Häusern u. nicht leben kann, dann mag der Kapitalverleiher und Zinsverleiher auch ein Extranot zur Erhaltung des Staates thun. Die progressive

Vermögenssteuer ist nur eine notwendige Ergänzung der progressiven Einkommensteuer und daher eine Forderung der Gerechtigkeit. Nebenbei liegt es auch mit der Forderung einer progressiven Erbschaftsteuer. In Sachsen besteht zwar bereits eine Erbschaftsteuer, dieselbe ist aber nicht viel werth, weil sie nicht progressiv ist. Sie muß daher verbessert und erweitert werden nach der Richtung, daß sie die Erbschaften um so schärfer heranzieht, je höher ihr Betrag ist und je entfernter der Verwandtschaftsgrad zwischen Erben und Testator ist. Kleinere Erbschaften an die nächsten direkten Erben könnte man ja freilassen, die anderen Erbschaften aber sollten schärfer gefaßt werden, denn eine Erbschaft stellt ja in jedem Falle ein direktes Geschenk dar, daß dem Erben ohne jedes Verdienst in den Schoß fällt. Nur durch die Veranlagung des Staates aber, der ihm seinen Besitz und Erwerb schenkt, konnte der Verleiher Schätze aufhäufen und seinen Erben hinterlassen, die Organisation des Staates machte es ihm möglich, der Gesamtheit ungehindert Bestehendes zu entziehen — es ist daher nicht mehr als recht und billig, daß beim schenkweisen Uebergang dieser Besitztümer an einen Anderen ein Theil davon an den Staat zurückfällt, um das an der Gesamtheit begangene Unrecht einigermaßen auszugleichen. Freilich — Einkommensteuer, Vermögenssteuer und Erbschaftsteuer sind, selbst bei schärferer Progression, nur Palliativmittel und können die soziale Ungerechtigkeit nicht ausgleichen, sondern nur mildern, aber die Sozialdemokratie betrachtet sie auch nur als Palliativmittel, als Abschlagszahlungen, die von der kapitalistischen Gesellschaft erträgt werden müssen, bis die Verhältnisse weit genug vorgeschritten sind, um die kapitalistische Gesellschaft mit all' ihrer Ungerechtigkeit durch eine bessere Gesellschaftsorganisation ablösen zu können. Auch die von der Sozialdemokratie geforderte Aufhebung der indirekten Steuern ist nur ein solches Palliativmittel. Für die Instandhaltung des sächsischen Landtags kommt nur eine einzige indirekte Steuer in Betracht, das ist die Schlächsteuer, in Verbindung mit der Uebergangsabgabe von vereinsausländischem Fleisch u. d. l. Sie dürfte wohl die einzige derartige Steuer sein, die in den deutschen Einzelstaaten noch existirt. Wenn schon die indirekten Steuern, die das Reich erhebt, eine große Ungerechtigkeit gegen die besitzlose Klasse sind, weil sie deren notwendigen Lebensbedürfnisse, wie Brot, Fleisch, Kaffee, Petroleum u. d. l. in geschädlicht verteuern, so ist die sächsische Schlächsteuer eine doppelte Ungerechtigkeit, weil sie ein bereits vom Reich vertheuertes

notwendiges Lebensmittel, das Fleisch, noch einmal vertheuert, und in unferren gelegenen Dresden kommt auch noch der Stadtrat hinzu und vertheuert das Fleisch durch städtische Uebergangsabgaben ein drittes Mal, damit nur so die Klasse, die sich schwer genug ein Stück Fleisch erarbeiten kann, gehörig geküßt werde. Der Betrag dieser Steuer bezifferte sich in den letzten Jahren auf etwa 1 1/2 Mill. Mark, so daß auf den Kopf der Bevölkerung etwa 1 1/2 Mark kommen — ein Extrageld für den sächsischen Konsumenten. Wiederholt hat die Sozialdemokratie auf Aufhebung dieser indirekten Steuern angetragen, aber immer unjournet, und der letzte Landtag, dem dieser Antrag wiederum vorlag, konnte sich nur dazu aufraffen, die Schlächsteuer für Schmalz von 3 auf 2 Mark zu ermäßigen, die Uebergangsabgabe auf vereinsausländisches Fleisch ließ er bestehen. Die Herren, die im Landtag sitzen, sind ja wohlhabend genug, um diese Steuer, die sie nicht schmerzt, zu bezahlen zu können, ob aber das Volk auch dazu in der Lage ist, kümmert diese „Volksvertreter“ ja nicht. So ist es auch hier, auf dem Gebiete des Steuerwesens, wieder die Sozialdemokratie, welche für die Interessen des arbeitenden Volkes euerichtig im Zeug geht und aus dem Klassenstaate an Verbesserungen herausschlägt, was sich nur irgend herausjagen läßt. (Fortsetzung folgt.)

Zur Tagesgeschichte. Deutsches Reich.

Dresden, 4. Oktober.

— Entwurf der Tabaksteuer. In Nordb. Allg. Jg. erklärt sich nunmehr in den Stand gesetzt, authentisch mitzutheilen, daß der von der Tabaksteuerkommission vorgeschlagene Entwurf auf folgenden Grundlagen beruht. Die gegenwärtig bestehende Steuer von inländischem Tabak — 45 Mark für 100 Kilogramm — soll in Fortfall kommen und gleichzeitlich der Zoll für aus dem Ausland eingehenden Rohtabak um den entsprechenden Betrag herabgesetzt werden. Die im Inlande hergestellten Rohstoffe werden, soweit sie zum inländischen Konsum bestimmt sind, einer Steuer unterworfen, welche nach Prozenten des durch die Kultur nachzuweisenden Fabrikpreises bemessen ist. Ueber die Höhe dieser Prozentätze vollständig aus, obgleich dies doch die Hauptsache in der ganzen Verfassungsfrage darstellt. Es heißt nur, daß die Höhe der Prozentätze nicht unerheblich hinter den in der Presse gemachten Angaben zurückbleibe. Die Steuerpflicht tritt ein, sobald die Fabrikate in fertigen Zustande die Fabrik verlassen. Zur Erleichterung der Steuer ist der Fabrikant verpflichtet, für die Entrichtung der Steuer ein dem gerichtlichen Vertheiler zwischen

Feuilleton.

Bel-Ami.

Roman von Guy de Maupassant. (Fortsetzung.)

Duroy war vergnügt. Er ließ sich behaglich weiterleben und ahmte wie tranke die verwehene Luft ein, die nach Teufel, Menschen und dem Paradies der Mädchen roch. Aber Forestier löchelte, lachte und lästete. „Wie wir in den Wägen“, sagte er. Sie wandten sich nach links und gelangten in eine Art eingeschlossenen Hof, in dem zwei große, hässliche Springbrunnen Kälte verbreiteten. Unter dem Baum und den Lebensbrunnen, die in Säulen bestanden, sahen Männer und Frauen an den Jungfrauen und tranken. „Trinkst Du Bier?“ fragte Forestier. „Ja, gern.“ Sie setzten sich und sahen die Menge vorübergehen. Zwischen blieb ein Mädchen stehen und fragte mit geschäftlichem Vornehm: „Bestellen Sie was für mich?“ Aber wenn Forestier antwortete: „Ja, ein Glas Wasser aus dem Springbrunnen“, unterließ er sich und murmelte: „Alter Kack!“ Da tauchte die Beimeite, die sich vorher an die Spitze der beiden Nimmernden gestellt hatte, Arm in Arm mit der spinnigen Mondine auf. Es waren ein paar schöne Weiber. Die sie Duroy sah, lächelte sie, als hätten sich ihre Augen schon allerhand vertrauliche Dinge gesagt. Sie zog sich einen Stuhl heran, setzte sich ihm ruhig gegenüber, ließ auch ihre Freundin Platz nehmen und bestellte mit lauter Stimme: „Kellner zwei Wein!“ „Du legst Dir wirklich keinen Zwang an“, meinte Forestier und that verstaunt. „Daran ist nur Dein Freund schuld.“ er-

widerte sie. „Es ist ein hübscher Junge. Nirgend könnte ich noch ganz andere Dummheiten begehen.“ Duroy war schüchtern und wagte nicht, was er sagen sollte. Er ließ sich seinen wohlgeputzten Schnurrbart und lächelnde einfließen. Der Kellner brachte den beiden Nimmernden und die beiden Freundinnen tranke ihn auf einen Zug aus. Die Freundin nicht Duroy vertraulich zu, gab ihm einen leichten Händchenschlag auf den Arm und sagte: „Das ist mein, mein Kleinkind. Das Sprößchen fällt Dir wohl schwer.“ Dann gingen sie schwanzelnd ab. Forestier lachte auf: „Bei den Frauen schmeißt Du ja blind zu haben, alter Anabe! Das solltest Du pflegen. Das kann Dich noch weit bringen.“ Er schüchtern einen Augenblick und sagte dann in dem kränklichen Tone eines Menschen, der laut denkt, lang: „Duroy, die kommt man immer noch am raschesten vorwärts.“ Und als Duroy halt jeder Antwort lächelte, fragte er ihn: „Weißt Du noch hier? Ich geh noch heute. Ich hab' noch.“ „Ja, ich bleib' noch ein bisschen. Es ist noch nicht spät“, murmelte sein Bekannter. Forestier erhob sich: „Also dann auf Wiedersehen, mein Herr!“ „Nun denn, mein Herr, bis sehen ein halb.“ „Ich behalte es schon. Also auf morgen! Danke übrigens.“ Sie schüttelten sich die Hand und der Journalist enthielt sich. Er sah als er verschwunden war, sah sie Duroy frei. Er taufte vergnügt nach den beiden Goldstücken in der Westentasche, er hob sich und mischte sich unter die Menge, während sein Auge umherpähtete. II. „Wohnt Herr Forestier hier?“ „Im dritten Stock links!“ Der lebenswürdige Ton, in dem der Fortier

dies sagte, verrieth die hohe Achtung, in der dieser Mecher bei ihm stand. Georges Duroystieg die Treppe hinauf. Er schaltete sich mühsel, schüchtern und nicht recht wohl in seiner Haut. Zum ersten Mal in seinem Leben trat er einen Gesellschaftsabend, und er war ungewiß, wie er sich darin ausnahm. Im Gange kam er ihm unangenehm vor. Er hatte keine Landschaft oder doch elegante Stiefel an, weil er auf seines Schnurrbart hielt. Alles das Überhand, daß er noch am Morgen in Lavoir für vier Francs fünfzig gewaschen hatte, war, weil sein Einzug zu dünn war, schon nicht mehr glatt. Von den Herren, die er sonst trug, war auch nicht eins mehr in Ordnung, und selbst das beste konnte er nicht gebrauchen. Sein Benehmen war etwas in ihrer und nicht gut; es schien ja, als ob er in dem Saal zu wollen und sah so verstaunt aus, wie zu liehene Kleidung-kunde gewöhnlich. Der Bedienter sah nicht schlecht, vor allem passte er so ziemlich in der Saal. Duroy ließ langsam die Stufen emporklimmen, hielt sein Kopf, wie vor Angst wie vor Eitelkeit. Wenn er sich nur nicht blamirte! Förmlich sah er sich unter Herrn in die Hand des Bedienten gegenüber, der ihn anblinzelte. Die Wägen sahen so nahe, daß er unwillkürlich die Hand über sein Gesicht schob. Das war kein Bild, das er unter dem Spiegel sah, bis zum Boden reichte. Der Spiegel stand auf dem ersten Treppenhahn und zeigte das Treppenhahn in langer Front. In plötzlichem Ansehen sah Duroy zusammen; er sah viel besser aus, als er gedacht hatte. In Duroy hatte er nur einen kleinen Handspiegel und konnte sich nicht im Gange betrauen. Da er die einzelnen Theile seiner zusammengeknüpften Toilette nur flüchtig sehen konnte, so übertrieb er ihre Unvollkommenheiten in seiner Besichtigung und qualte sich mit der Idee, lächerlich auszusehen.

(Fortsetzung folgt.)